

blick **magazin**

in die kirche



Heimatgefühl

+ EVANGELISCHE KIRCHE
VON KURHESSEN-WALDECK

blick magazin I Thema

Eine sehr deutsche Sehnsucht 4

blick magazin I Porträt

Pfarrer Roland Kupski:
„Ich habe Heimweh“ 6

Schriftstellerin Susanne Krahe:
„Ich habe Fernweh“ 7

blick magazin I Thema

Heimat-Projekte
Landau: Ein Dorf hält zusammen 8
Schlüchtern: Heimat Kirche 9
Erlensee: Die Stadt als Heimat für viele 9

Unterwegs geborgen –
Auf der Suche nach Heimat 10

Hessische Pfarrer im Auslandseinsatz
in Moskau und Dubai 12

blick magazin I Ratgeber

Heimat, die ich suche 13

blick magazin I Rätsel

Zwischen Heimat und Fremde 14

Sich zu Hause fühlen 15

blick magazin I Unterwegs

Glockenklänge – Heimatklänge 16

blick magazin I Ansichten

Was ist für Sie Heimat?

Umfrage + Fotos: Sascha Pfannstiel

Heimat, das ist der Blick zum Meißner, das sind die Menschen in meinem Dorf, Schulkameraden, Mitkonfirmanden. Heimat ist mein Elternhaus und der Hof, auf dem ich 24 Jahre gewohnt habe, unsere Kirche mit dem Friedhof, wo viele meiner Vorfahren liegen. Das ist aber auch der Geruch des Grases im Frühjahr, das Vieh auf der Weide, die Traktoren und Mähdröser im Sommer. Heimat – das ist Weihnachten und Kirmes mit Blasmusik und die Glocken unserer Kirche.



Ute Schultz (53),
Sekretärin, Frankershausen

Foto: medio.tv / Schauderna



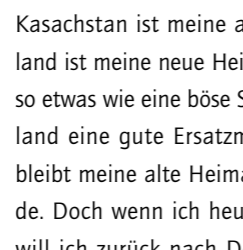
Dr. Wilhelm Völcker-Janssen
(53), Museumsleiter
in Korbach

Obwohl ich nun schon seit 18 Jahren in Korbach lebe und arbeite, bleibt Wuppertal meine Heimat. Dort bin ich geboren, zur Schule gegangen, diese Zeit hat mich geprägt. Ein Heimatgefühl kann nur entwickeln, wer seine Heimat einmal verlassen hat und den Blick von außen bekommt. Im Korbacher Museum habe ich die Möglichkeit, den Menschen ihre Heimat näherzubringen.



Dr. Christiane Deuse
(46), Bad Arolsen

Heimat verbinde ich mit einem Ort, der mir am Herzen liegt und den ich gemeinsam mit anderen gestalten kann, für den ich Verantwortung übernehme, in dem ich aktive Gemeinschaft erlebe und ein Gefühl der Zugehörigkeit spüre. Durch das „Projekt Landlebe“ kann ich unseren Ort Landau in seiner Entwicklung mitgestalten und mache meine Heimat damit noch lebenswerter.



Natalia Schens (39) „Projekt
Migration, Integration und Teilhabe
am öffentlichen Leben“, Korbach

Kasachstan ist meine alte Heimat, hier in Deutschland ist meine neue Heimat. Früher war Deutschland so etwas wie eine böse Stiefmutter, heute ist Deutschland eine gute Ersatzmutter für mich. Kasachstan bleibt meine alte Heimat, die ich nie vergessen werde. Doch wenn ich heute verreise und zurückkehre, will ich zurück nach Deutschland – das sagt doch schon einiges.



Sabine Knoch (40),
Vorsitzende des Dorf-
und Heimatvereins
Rhena, Korbach

Heimat ist da, wo mein Herz ist, wo ich mich wohlfühle. Ich stamme aus Bochum, doch meine Heimat ist das nicht mehr. Meine Heimat ist Rhena, wo ich seit zwölf Jahren lebe. Hier erlebt man Nachbarschaftshilfe und Miteinander, so etwas gibt es nicht überall. Mit unserem vor vier Jahren gegründeten Verein fördern wir dieses Miteinander und setzen uns für unsere Heimat ein.

Sehnsucht nach Heimat

Heimat ist ein oft missbrauchter Begriff, und doch ist er unverzichtbar. Denn nur, wer eine Heimat hat, wird verstehen, was es heißt, in der Fremde zu sein. Nur wer einen Ort weiß, der Geborgenheit und Vertrautheit bietet, kann es aushalten, an Orten zu sein, wo Unsicherheit und Fremdartigkeit das Leben bestimmen.



Prof. Dr. Martin Hein,
Bischof der Evangelischen
Kirche von Kurhessen-Waldeck

Foto: medio.tv / Simmen

Die Bibel beginnt mit einer der Grunderfahrungen des Glaubens: Wir leben außerhalb des Paradieses, in der Fremde, wir sind alle irgendwie Vertriebene, Verbannte – und voller Sehnsucht. Jede irdische Heimat ist ein vorläufiges Symbol für unsere Heimat bei Gott. In Jesus Christus, so erzählt es das Evangelium, kam Gott zu uns in die Fremde, um die Hoffnung auf Heimkehr zu beflügeln.

Einstweilen aber leben wir in dieser Welt. Und da ist für viele Menschen gerade die Kirche zur Heimat geworden. Sie sagen: „Hier bin ich zu Hause.“ Selbst wer die Heimat längst verlassen hat, trägt noch manche Bilder von der Kirche im Heimatdorf oder in der Heimatstadt in sich und kann in jedem Gottesdienst ein Stück Heimat erleben: die vertrauten Lieder, die vertrauten Worte, die vertrauten Gesten.

In einer globalen und mobilen Welt wird das wichtig: Wo immer wir sind, gehören wir zum Volk Gottes – mit einer großen Hoffnung auf unsere Heimat bei Gott.

Gut, das zu wissen!

Herzlichst
Ihr

blick magazin I Impressum

Herausgeber:
Landeskirchenamt der
Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Redaktion:
Cornelia Barth, Lothar Simmank
Heinrich-Wimmer-Straße 4, 34131 Kassel
T (05 61) 93 07-1 52, Fax -1 55
redaktion@blick-in-die-kirche.de
www.blick-in-die-kirche.de

Beirat:
Dr. Anja Berens, Christian Fischer, Ralf Gebauer,
Carmen Jelinek, Petra Schwermann, Roland Kupski
(Herausgeber), Detlev Wolf

Layout-Konzept:
Liebchen+Liebchen, Visuelle Unternehmens-
kommunikation GmbH, Frankfurt

Gestaltung:
Lothar Simmank

Herstellung:
Dierichs Druck + Media GmbH & Co. KG, Kassel

Vertrieb:
HNA, Kassel u. a.



Mehr Informationen über die vielfältigen Angebote
der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
finden Sie im Internet: www.ekkw.de

Sie finden Inhalte und
weiterführende Informa-
tionen zu den Themen
des blick-magazins und
der Mitarbeiterzeitschrift
auch im Internet:
www.blick-in-die-kirche.de



Eine sehr deutsche Sehnsucht

Heimat braucht jeder – aber bitte ohne Hirschgeweih und Alpenglühfen. Von der Entdeckung eines neuen, alten Trends berichtet die Berliner Journalistin Verena Schmitt-Roschmann, die auch ein Buch zum Thema geschrieben hat.



■ Ein Dirndl? Jahrzehntlang wäre es Margarete Bause nicht im Traum eingefallen, dieses Klischee bayerischen Brauchtums auch nur mit spitzen Fingern anzufassen. Zu sehr haderte die Grünen-Politikerin, die auf einem Einödhof in Niederbayern aufwuchs und sich erlöste nach dem Abitur in die Großstadt München absetzte, mit der angeblich so idyllischen, unvergleichlichen – und CSU-regierten – bajuwarischen Heimat.

Nichts Ausgrenzendes

Inzwischen aber besitzt die Landtagsfraktionschefin sogar drei der Trachtenkleider und eine Lederhose, wie sie jüngst in einem Interview verriet, und mit dem Begriff „Heimat“ haben sie und ihre Partei ebenfalls längst nicht mehr so viele Schmerzen wie früher. „Bisher hatte Heimat hier immer etwas Ausgrenzendes“, sagt Bause. Doch der Begriff habe sich verändert. „Heimat ist nicht das, in das du hineingeboren wirst und das immer so bleibt. Sondern Heimat ist das, wo es mir nicht egal ist, was um mich herum passiert.“

Nicht nur in Bayern erlebt die „Heimat“ eine erstaunliche Renais-

sance. Auf Bundesebene organisierten die Grünen und die SPD schon 2009 eigene Kongresse zur Annäherung an diesen urdeutschen Begriff, den die Generation der in den 50er- und 60er-Jahren Geborenen eigentlich schon für erledigt, ausrangiert und unbrauchbar hielt. Nun wird die Linke offenbar von sich selbst überholt.

Heimat wird immer wichtiger

Die Konservativen taten sich schon immer leichter mit dem Konzept – eine CDU-Kanzlerin konnte immer punkten mit einem Auftritt beim „Tag der Heimat“ der Vertriebenen, und Lokalpatriotismus gewinnt Wähler auch jenseits des Weißwurst-Äquators. Aber die Allgegenwart von „Heimat“ – von der Milchpackung bis zur Bierdose, vom hip gestylten Frühstücksbrettchen mit röherendem Hirsch bis zum Veranstaltungssaal „Heimathafen“ in Berlin-Neukölln – das alles scheint in der Tat neu. In einer Emnid-Studie von 2010 sagten rund 92 Prozent der 1.004 Befragten, für sie sei Heimat wichtig; jeder Zweite gab an, die Bedeutung habe in den vergangenen Jahren zugenommen.

Die Erklärung dafür scheint nahe liegend. Die seit drei Jahrzehnten immer stärker spürbare Globalisierung, diese rasende Zeit mit ihren ständigen Umzügen und Jobwechseln und familiären Brüchen, die instabilen Bindungen zu Parteien, Kirchen und Vereinen, die Einebnung aller kulturellen Unterschiede mittels uniformer Fußgängerzonen und universeller Tütensuppen und Tiefkühlpizzen, der Flächenfraß zulasten der Umwelt, die Verunsicherung in der seit drei Jahren währenden Wirtschafts- und Finanzkrise – all dies sucht offenkundig ein Gegengewicht und nährt die Sehnsucht nach Geborgenheit, Beständigkeit, Verwurzelung.

Fremde im eigenen Land?

Hinzu kommen tiefe gesellschaftliche Brüche, die das Thema in den Vordergrund schieben. Rund 16 Millionen Menschen in Deutschland haben nach der amtlichen Statistik einen Migrationshintergrund; ebenso viele Bewohner hatte die ehemalige DDR, die nicht nur als politisches System, sondern eben auch als „Heimat“ mit ihren eigenen Regeln und Pro-

dukten, Geschmäckern und Gerüchen untergegangen ist. „Wir sind Fremde im eigenen Land geworden“, so sagt es eine Ostberliner Künstlerin stellvertretend für viele, denen „die Heimat unter den Füßen weggezogen“ wurde. Zwei Jahrzehnte nach der deutschen Vereinigung sehen sich somit Millionen Menschen auf die Frage zurückgeworfen, wie sie mit dem Verlust umgehen, wie sie sich verorten, wo sie hingehören.

Sehnsuchtsorte

All das ist die Wirklichkeit des Jahres 2012. Und doch ist die Suche nach Heimat eben so neu nicht und auch der nun vermeintlich aufgespürte Trend bis zu einem gewissen Grad Illusion. Denn die Deutschen, mit ihrer Tradition der lokalen Eigenheiten und der tausend Fürstentümer, befassen sich damit seit mindestens 200 Jahren intensiv und immer wieder.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts sah sich eine „Heimatschutzbewegung“ bemüht, in einer von Industrialisierung, Kriegen und sozialen Umbrüchen durchgerüttelten Gesellschaft zu retten, was

an Traditionen übrig war. Anfang des 20. Jahrhunderts, zwischen den Weltkriegen – immer wieder flammte die Sorge auf, Umstürze könnten eine heile kleine Welt unter sich begraben. Heimat wurde überhöht, ideologisiert, verkitscht. Die Nationalsozialisten verkehrten das Konzept mit ihrer Blut-und-Boden-Ideologie ins Mörderische. Und doch blieb Heimat auch in der deutschen Trümmerlandschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ein Sehnsuchtsort.

Die Nachkriegsgeborenen setzten sich davon radikal ab – von dem missbrauchten Begriff und wahrscheinlich mit ebenso großem Schaudern auch von den kommerziellen Aufgüssen der Egerländer Musikanten oder des „Försters vom Silberwald“.

Eine ganze Generation hielt das Wort lange für sinnentleert und bedeutungslos, sie zog sich zurück auf Kunstbegriffe wie „Lebensmittelpunkt“, die emotionsarm, geschichtsfrei und unbescholten daher kamen. Allerdings begann schon in den 70er-Jahren eine zaghafte Rückbesinnung – unter anderem bei der Umweltbewegung und eben auch bei den Grünen. Seither war das Thema nie weg.

Erstaunlich unpolitisch

Bei der Neuentdeckung des verpönten Begriffs handelt es sich also in Wahrheit schon um die x-te Auflage. Das tief empfundene Bedürfnis, das dahinter steckt – nach Zugehörigkeit und Verwurzelung – holt offenbar jede Generation ein. Und dennoch hat die Debatte neuerdings tatsächlich eine andere Nuance.

„Das tief empfundene Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Verwurzelung holt offenbar jede Generation ein.“

Denn, was die Deutschen genau unter Heimat verstehen, ist zwar diffus, es scheint aber in jedem Fall inzwischen erstaunlich unpolitisch. So sagten in der Emnid-Umfrage 88 Prozent der Teilnehmer, der Begriff stehe „für Familie oder Menschen, die einem nahe sind“, 85 Prozent meinten, das sei ein Platz, an dem man sich geborgen fühle. Für 77 Prozent ist es der aktuelle Wohnort, für 72 Prozent der Geburtsort, für 68 Prozent „Gefühle rund um Kindheits-erinnerungen“, für 63 Prozent die Region, in der man sich auskennt, und für 61 Prozent die Muttersprache oder der Dialekt.

Ein „Wohlfühlort“

Die undurchsichtige Verquickung von Heimat und Nation, mit der auch die Nazis Missbrauch trieben, scheint für die Mehrheit der Menschen in Deutschland kaum noch eine Rolle zu spielen. Seit der Vereinigung und der

Fußball-WM 2006 sehen viele ihr „Deutschsein“ und Nationalbewusstsein offenbar lockerer. Und das wiederum hat wohl der „Heimat“ einigen politischen Ballast abgenommen. Übrig bleibt ein kleines privates Gefühl, das man sich trotz der Irrungen und Schrecken der deutschen Geschichte erlaubt – ein „Wohlfühlort“, wie es die „Süddeutsche Zeitung“ nannte.

Das gilt allerdings für viele nur, bis sie das Schaudern einholt. Nach der Entdeckung der Zwickauer Neonazi-Terrorzelle im November flimmerten immer wieder Aufnahmen des mit deren mörderischer Ideologie verquickten „Thüringer Heimatschutzes“ über die Bildschirme. Heimat als Mittel der Ausgrenzung, als Deckmäntelchen der Feindseligkeit gegen die „Fremden“ – die politische Ausbeutung des Begriffs scheint wie aus der Zeit gefallen. Und ist doch nie wirklich vorbei.

Verena Schmitt-Roschmann

blick magazin | Info



>> Verena Schmitt-Roschmann (46) ist Autorin des Buchs „Heimat – Neuentdeckung eines verpönten Gefühls“, erschienen 2010 im Gütersloher Verlagshaus (19,95 Euro). Die Redakteurin der Wochenzeitung „der Freitag“ lebt mit ihrer Familie in Berlin.

„Ich habe Heimweh“



Pfarrer Roland Kupski (52), Pressesprecher der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, ist in Eschwege geboren und hat einen Großteil seines Lebens im Werratal verbracht. Das sehnsuchtsvolle Gefühl des Heimwehs verbindet er aber nicht nur mit der Heimatregion.

■ Heimweh – dieses Gefühl war und ist immer ganz stark. Es hat mich allerdings nie gehindert, aufzubrechen oder mich dort, wo ich bin, einzurichten. Es ist eher eine Art Grundgefühl, auch dem Leben gegenüber, das in Aufbruchs- und Trennungsmomenten besonders stark ist. Manchmal glaube ich, es ist wie mit der Höhenangst: Nur wer sie fühlt, kennt sie, manche haben es, manche nicht. Wie fühlt sich Heimweh an? Es ist eine Mischung aus Trauer, Sehnsucht und Melancholie. Die Trauer bezieht sich auf das Vertraute, das nicht mehr da ist. Es gibt in mir offensichtlich etwas ganz und gar Konservatives und Verharrendes, das ich in meinem Denken und in meinen Interessen sonst überhaupt nicht wahrnehme. Es ist wohl so etwas wie der gefühlsmäßige Gegenpol zur Ungebundenheit meines Denkens.

Die Sehnsucht bezieht sich auf die Landschaft. Ich bin in Eschwege geboren, hatte aus meinem Zimmer immer einen fantastischen Blick über das Werratal, vom Acker hinter unserem Haus öffnete sich in einem atemberaubenden Panorama das Eschweger Becken, auf meinem Schulweg sah ich die Bergkette des Thüringer Waldes. Es ist die urtümliche Landschaft des Glücks für mich. Eines Glücks allerdings, das nicht real ist, das weiß ich wohl. Glück gibt es nur unter Menschen. Und die Melancholie? Die stellt sich bei mir immer ein, wenn ich dem Schönen begegne, weil es so vergänglich ist und mir die Kostbarkeit der Zeit vor Augen hält. Das Heimweh erinnert mich an die Pilgerschaft, die unser Leben darstellt.

Meine Kindheit und meine Jugend waren von Todesfällen begleitet, früh schon war die Heimat für mich auch der mögliche Ort meines Grabes, spürte ich die Brüchigkeit des „Hierseins“. Dass wir hier keine bleibende Stadt haben: dafür steht mein Heimweh. Ich habe mich vor ihm nie gefürchtet; ich habe ihm immer Raum gegeben, weil „Heimat“ ein unzerstörbarer Ort in meinem Inneren ist. Es mag eine Rolle spielen, dass ich als „Flüchtlingskind“ mit Geschichten von Flucht und Umsiedlung, von mehrfachem, oft brutalem Heimatverlust groß geworden bin. Aber diese Geschichten hatten nie einen revanchistischen oder hasserfüllten Ton. Dankbar ist meine väterliche Familie in der neuen Heimat angekommen. Und ich habe es erfahren: Die Heimat, in die man zurückkehrt, ist niemals die Heimat, aus der man aufgebrochen ist. Ich habe manchmal auch „zu Hause“ Heimweh.

Ich habe Heimweh – ganz tief spüre ich, dass dieses Heimweh sogar noch tiefer geht, dass selbst das Werratal noch Symbol ist für eine ganz andere Heimat, von der wir nur in Bildern sprechen können: die himmlische Heimat, in der kein Leid und kein Geschrei mehr ist und in der uns die Tränen abgewischt werden. Kaum ein philosophischer Satz hat mich so berührt, wie der Schlusssatz von Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“, in dem er Hoffnung auf die veränderbare Welt so definiert: „Etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ Heimweh und Hoffnung sind Geschwister.

Roland Kupski

Foto: TouristInfo ESW/Atelier Blume, Waldkappel | mediotv/Schauderna

■ Mittlerweile hat es sich zu einer Art „running gag“ entwickelt: Jemand fragt mich, was ich als Blinde vom Reisen habe – „wo du doch gar nichts siehst“. Meine Antwort, möglichst lässig aus dem Ärmel geschüttelt: „Es ist eben lustiger, auf einem Kamel in der Wüste blind zu sein, als zu Hause auf dem Sofa.“ Meistens kommen solche Sprüche bei den Augenmenschen gut an. Angeblich wirken sie sogar „erhellend“, oder sie „entlarven“ die eingeengte Weltsicht einiger Zeitgenossen.

Augenmenschen, die (sich) ernsthaft nach dem Sinn des Reisens ohne Augenlicht fragen, stellen nichts Geringeres als den Lebenssinn eines Maulwurfs in Abrede, wie ich einer bin. Wie gut, dass Maulwürfe zurzeit unter Tierschutz stehen!

Mit der Erblindung verschwindet die ganze Welt aus deinem Blickfeld, die ferne, aber auch die nahe. Trotzdem ist die Welt noch da. Du bist noch da, auch ohne Spiegelbild. Um dieses Gerücht als Tatsache zu begreifen, musst du deine Hand ausstrecken. Wo fange ich an, wo höre ich auf? Alles muss hautnah kommen, damit es Wirklichkeit wird. Um das Außen zu spüren, musst du dich nach vorn bewegen. Du stößt an einem Hindernis an. Aha, eine Grenze. Das Bedürfnis, einen Horizont zu sprengen, der noch vor der Nasenspitze endet, müsste eigentlich verständlich sein. Irgendwann wächst die Neugier aus der eigenen Haut und ihren Vertrautheiten hinaus. Wie fühlen sich die Ritzen zwischen den Steinen der Klagemauer an? Wie vibriert Manhattan unter den Sohlen? Jeder Atemzug entzündet ein Bild hinter meiner Stirn; lauter ungeschossene Fotos in meiner privaten, kleinen Galerie von Erinnerungen.

Dass ich nichts sehe, macht Leben und Reisen komplizierter, nicht etwa freier. Mit spontanen und unorganisierten Ausflügen ist es vorbei. Andererseits: Mein Reisen, ja mein ganzes Leben verläuft kommunikativer als früher. Ich bin auf Begleitung angewiesen, auf Erklärungen, auf jemanden, der den anstrengenden Drahtseilakt zwischen einem sehenden und einem blinden Kopf nicht scheut.

Also klettern wir nebeneinander aus meiner sicheren Maulwurfshöhle, in der ich jedes Krümelchen kenne. Raus aus den Gedankenwelten! Durchstreifen wir andere Klimazonen!

Durch das Aufsitzen auf meinem Wüstenschiff kommen bei einigen mitreisenden Augenmenschen die Hirnwindungen in Bewegung. „Bei Blinden sind die anderen Sinne doch viel intensiver ausgebildet“, erinnern sie sich, und während mein Kamel durch den weiten Schatten der Pyramiden schaukelt, während der Wüstensand zwischen unseren Zähnen knirscht, während das Tier neben reichlich strengen Aromen auch ein paar ägyptische Flöhe aus seinem Fell entlässt, präzisieren die Augenmenschen: „Die Blinden können besser riechen, schmecken, hören als wir.“ Zumindest haben „die Blinden“ Gehör und Geruchssinn besser trainiert. Was bleibt ihnen anderes übrig?

Aber neben der subjektiven, durch die Sinne gefilterten Wahrnehmung gibt die Welt objektiv preis, dass sie stinkt, juckt, knirscht, zwackt, lärmt wie die bettelnden Nomadenkinder, dass sie voller Touristen und fremden Sprachen ist, ja dass sie wehtut – wie Fernweh und Sehnsucht wehtun. Es soll Menschen geben, mit und ohne Augen, die nur verreisen wollen, damit sie nach Hause zurückkehren dürfen. Wie bequem doch meine Wohnung ist! Schon dieser erleichterte Seufzer ist einen neuen Aufbruch wert.

Susanne Krahe

blick magazin | Info



>> Susanne Krahes Autobiografie „Der Geschmack von Blau. Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe“ ist 2011 im Neukirchener Verlag, Vluyn (264 Seiten) erschienen und kostet 16,90 Euro



„Ich habe Fernweh“

Susanne Krahe (52) ist Theologin und lebt als Schriftstellerin und Hörfunkautorin in Unna. An ihrem 30. Geburtstag wird klar: Ihr Augenlicht ist unwiederbringlich verloren – sie erblindet.

Fotos: Fotolia/privat



Die Kirche bleibt im Dorf: Ehrenamtlich Engagierte haben in Landau die Spendensammlung zur Kirchensanierung in die Hand genommen

Foto: Christiane Deuse

Heimat ist nicht automatisch eine idyllische Welt. Für den Erhalt lebenswerter Dörfer und Stadtteile müssen Menschen mitunter großen ehrenamtlichen Einsatz zeigen. Nicht selten steht dabei die Kirche im Zentrum des Engagements um eine schöne Heimat.

Landau: Ein Dorf hält zusammen

Flohmarkt, Brennholztag und eine Kirchensanierung: In Landau packen alle mit an, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen

■ Was hat eine Kirche mit einem Freibad zu tun? Mit Grundschule und Grafenschloss? In Landau haben sie eines gemeinsam: Die rund 1.000 Einwohner des Städtchens in der Nähe von Bad Arolsen legen sich mächtig ins Zeug, um diese Kostbarkeiten ihres Ortes zu erhalten. Mit überdurchschnittlichem Engagement und unter einem Dach, das „Projekt Landliebe“ heißt. Den Alteingesessenen ebenso wie den Zugezogenen liegt ihre Bergstadt am Herzen.

Der Blick in die Zukunft zeigt: Der demografische Wandel wird gerade hier auf dem Lande vieles verändern. Schule und Kindergarten merken das heute schon. Die Kirchengemeinde auch. Darum ist die Kirchensanierung zwar nur einer von vielen Bausteinen dieses ganzheitlichen Versuchs, die Zukunft des Ortes zu gestalten. Aber sie ist auch ein Meilenstein. Denn mit pfiffigen Ideen und großem Engagement hat der Förderkreis Innensanierung knapp 137.000 Euro an Spenden gesammelt. Und die Stiftung Kirchenerhaltungsfonds hat die Summe verdoppelt. Norbert Rennert steht beim Förderkreis an der Spitze und ist außerdem

an vielen anderen Stellen im „Projekt Landliebe“ aktiv. Das ist beispielhaft. Beispielhaft sind auch die Aktionen des Förderkreises, damit die 2002 begonnene Sanierung fortgesetzt werden kann.

Da ist der Brennholztag, an dem mehr als 180 Raummeter gespendetes und gemeinschaftlich aufbereitetes Buchenholz versteigert werden. Da ist der Flohmarkt mit Spenden aus weitem Umkreis, wobei einzelne Stücke sogar bis nach China gelangten.

Typisch für Landau: anpacken mit Herz und Hand, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Das gilt für die Kirche ebenso wie für das Modellprojekt Schloss Landau mit Altenhilfe und Pflegehotel. Für die Grundschule mit „Landliebe“-AG, Schülerhilfe und ehrenamtlicher Schulsozialarbeit. Das gilt für die Wasserkunst von 1535, heute technisches Denkmal und Museum. Für das Wahrzeichen „Torbogen“. Und für das Freibad in Vereinsregie. Was hier lebt und Früchte trägt, ist tiefe Verbundenheit mit dem Ort und seiner Gemeinschaft. Die Kirche ist ein weithin sichtbares Zeichen dafür.

Christiane Deuse



Foto: Ulrich Schwind

Vier Konfirmanden: Jens und Katharina Föller, Anneliese Baist und Helga Jungbauer (v. l.) vor der St.-Michael-Kirche Schlüchtern

■ Die Familie Föller in Schlüchtern feiert in diesem Jahr gleich vierfach Konfirmation. Nicht, weil es so viele Geschwister gibt. Den Festtag begehen vier verschiedene Generationen: Die 14-jährige Katharina Föller ist grüne Konfirmandin, ihr Vater Jens feiert „Silbernes“, Oma Helga Jungbauer zählt zu den Gold-Konfirmanden und Uroma Anneliese Baist blickt als „Eiserne“ auf ihren Festtag vor 65 Jahren zurück.

Drei der vier wurden in der Schlüchterner Stadtkirche St. Michael getauft und empfingen dort das erste Abendmahl. Katharinas Einsegnung findet am 22. April statt, und im Juni, Juli und September feiern die Älteren am selben Ort ihre Jubeltage.

Für die Familie ist die evangelische Kirche zur Heimat geworden. Unterschiedliche Details sind im Gedächtnis haften geblieben: Urgroßmutter Anneliese Baist erinnert sich an den Bezugschein, für den sie 1947 schwarze Schuhe kaufen konnte, und an das für die damalige Zeit fürstliche Essen – Kalbsnierenbraten. Großmutter Helga Jungbauer freute sich über die vielen Blumen als Präsente und über den Nachttisch: Eis

Schlüchtern: Heimat Kirche

Bei Familie Föller in Schlüchtern feiern Kind, Vater, Oma und Uroma Konfirmation bzw. die Erinnerung an das Fest

vom italienischen Salon, der kurz zuvor im Ort eröffnet hatte. Papa Jens ist die Flut von Geschenken präsent, darunter Bargeld und Stofftaschentücher, die er heute noch benutzt.

Allen gemein ist der Rückblick an die Aufregung im Vorfeld. Und der Stolz nach der Konfirmation, endlich als vollwertiges Mitglied zur Gemeinde zu gehören. Für Oma und Uroma bedeutete der Festtag aber noch eine entscheidende Wende: Kurz danach begann das Berufsleben.

Das kann sich Katharina Föller nicht vorstellen. Sie drückt lieber weiter die Schulbank, hat aber einen Vorsatz für die Zeit danach: Den Sonntagsgottesdienst, an dem sie derzeit nicht zuletzt wegen ihres Stempelheftchens teilnimmt (25 Einträge vor der Konfirmation sind Pflicht), einmal im Monat zu besuchen. Übrigens kam ihr zu keiner Zeit der Gedanke, auf die Konfirmation zu verzichten: „Die ganze Familie hat das so gemacht. Also setze ich die Tradition fort.“ Und der familiäre Zusammenhalt wird bei der weitverzweigten Verwandtschaft der Föllers seit jeher großgeschrieben – eben auch ein Stück Heimat.

Ulrich Schwind

Erlensee: Die Stadt als Heimat für viele

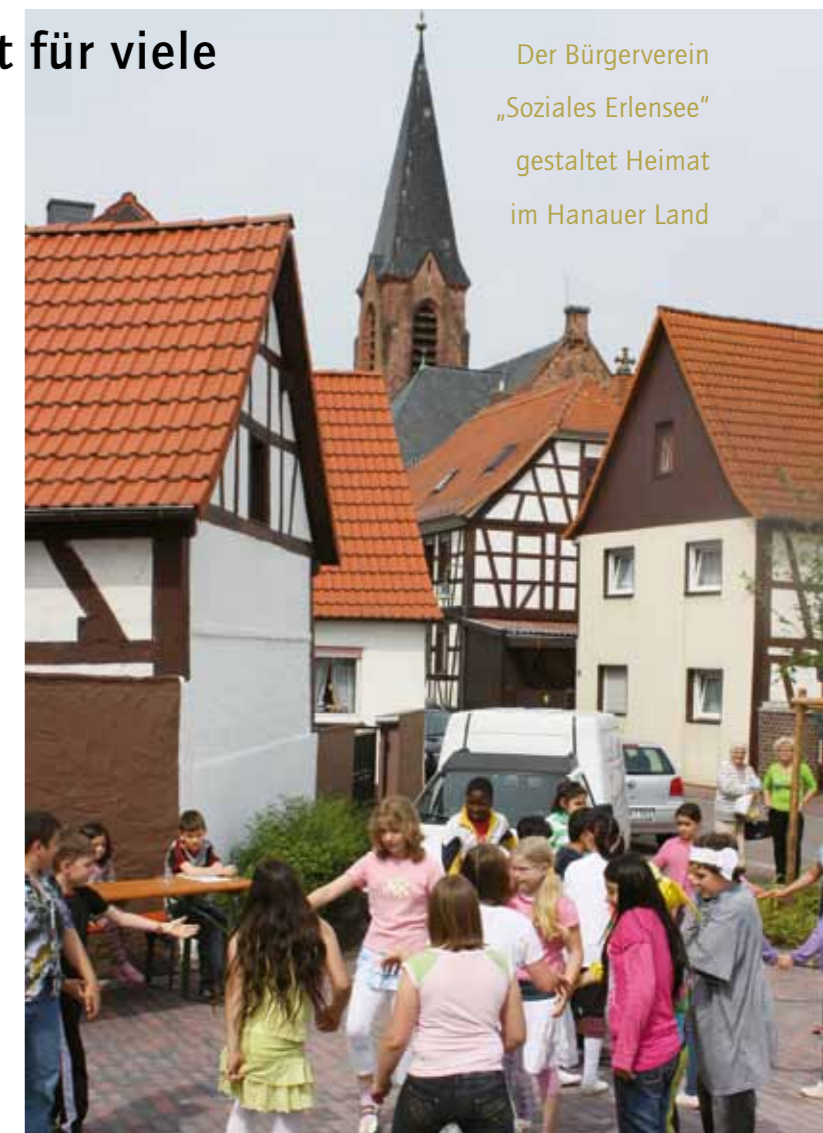
■ Seit elf Jahren wohnt Robertine Weidner in der Nähe des Limes in Erlensee. In dieser Zeit wurde der Spielplatz am ehemaligen römischen Grenzwall zum verbindenden Zentrum des Viertels. Die Vorsitzende des Bürgervereins „Soziales Erlensee“ will den Zusammenhalt im „Quartier“ und der gesamten Gemeinde fördern. Zunächst wurden die Vereinsprojekte aus Mitteln des europäischen Sozialfonds finanziert. Irgendwann standen die Gelder nicht mehr zur Verfügung. „Um nicht alles zu verlieren, was aufgebaut wurde, haben wir 2007 den Verein gegründet“, so Weidner. Dieser wird von der Gemeinde Erlensee und der evangelischen Kirchengemeinde gefördert.

Als in ihrer Wohnanlage mit rund 160 Mietparteien Hauspaten gesucht wurden, die Neuankömmlingen helfen, stieg die heutige Vorsitzende in die Vereinsarbeit ein. Ihr Ziel war, in einem Viertel mit vielen Nationalitäten Zusammenhalt zu stiften. Wie etwa im internationalen Frauentreff: Mal- und Nähkurse brachten die Frauen zusammen, während gleichzeitig ihre Kinder betreut wurden. Bis heute begleitet der Verein auch die berufliche Integration der Frauen. Daneben gibt es noch die mobile Bürgerhilfe: „Unsere ehrenamtlichen Mitarbeiter gehen einkaufen oder helfen im Haushalt. Für ältere Mitbürger oder auch alleinerziehende Mütter, die zum Beispiel nach einem Armbruch vorübergehend nicht alleine klarkommen“, erklärt Weidner.

Zum Publikumsmagneten über Gemeindegrenzen hinweg hat sich der Römerspielplatz entwickelt. Ein „Quartierbetreuer“, der vom Verein bezahlt wird, achtet auf Sauberkeit und den guten Zustand der Geräte. Außerdem wird dort in jedem Jahr ein Sommerfest gefeiert.

Tobias Löw

Foto: Stadt Erlensee



Der Bürgerverein „Soziales Erlensee“ gestaltet Heimat im Hanauer Land



Foto: Fotolia

Unterwegs geborgen

Auf der Suche nach Heimat

Die Bibel ermuntert nicht unbedingt dazu, immer und überall Wurzeln zu schlagen. Im Gegenteil: Oft ist vom Aufbruch die Rede – von Menschen, die unterwegs nach der wahren Heimat suchen.

■ „Achte auf deinen Stand“, tönt sanft-euphorisch die Stimme der Seminarleiterin. „Und nun spüre nach, wie fest du stehst. Aus deinen Füßen treiben Wurzeln, die immer tiefer in der Erde gründen.“ Es gibt Seminare, die lehren, zum Baum zu werden. Warum? Man soll sich wohl als unumstößlich fühlen, die Füße in die Heimaterde krallen. Der sich aus der Bibelnährende Glaube ist da eher skeptisch. Ihm zufolge ist der Mensch immer auch zum Gehen da, und Heimat ist nicht an einen bestimmten Fleck gebunden.

Wer Jesus folgt, taugt kaum zum Sitzenbleiber. Jesus selbst hatte kein großes Talent fürs Gemütliche: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel

haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.“ (Matthäus 8,20) Damit sprach er von sich, aber nicht nur: Das Eingeständnis, sich fremd zu fühlen, kann heute befreiend sein inmitten einer zum Exzess ausartenden Glücksförderungs- und Seelen-Trainer verkünden, wie man inneren Frieden finden, ankommen und ganz bei sich sein kann. Und das alles in konkreten Schritten, was freilich nie ganz zu gelingen scheint, weil es sonst nicht immer neue Glücksratgeber gäbe.

Die Bibel ist realistischer und anspruchsvoller zugleich, indem sie sagt: Wenn man sich nicht immer ganz zu Hause fühlt, hat man noch lange kein Defizit. Seh-

sucht wird vielmehr als tiefe Kraft verstanden, die mitreißt und eine Geborgenheit erwandern lässt, die erst noch kommt. „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebräer 13,14)

Biblich betrachtet gibt es keine Regel, Heimat per Vereinsmitgliedschaft anzustreben. Das gewissenhafte Pflegen des Vorgärtleins oder das Restaurieren von Fachwerkhäusern sind nicht verboten, aber keine Pflicht. Der Glaube ermuntert manchmal dazu, sich über das Einfamilienhaus inklusive Kleinfamilie noch hinauszuträumen.

Heimat wird oft dort wunderbar real, wo es zum Aufbruch kommt – wie bei Sara und Abra-

ham. Sie hatten kein Kind, bei Familientreffen fühlten sie sich gewiss nicht immer wohl. Auf Gottes Ruf verlassen sie Verwandtschaft, Vaterhaus und Vaterland. (1. Mose 12,1-4) In der Fremde bekommt das Paar ein Kind, nur ist nicht die Kleinfamilie das Ziel, auch keine Großfamilie. Stattdessen soll wachsen, was überfamiliäre Bedeutung hat, nämlich ein Volk! Und in ihm, sagt Gott, werden alle Geschlechter gesegnet sein, sodass dann indirekt jeder mit jedem verbunden ist. Eine Provokation für die, die Heimat als etwas verstehen, das möglichst überschaubar ist und mit zusammengebissenen Zähnen zu verteidigen gilt. Die göttliche Idee dagegen wirkt lösend, ist ein Witz für Abra-

ham und Sara, denn sie sind sehr alt. Tatsächlich lachen sie! Gott schenkt ihnen Isaak, womit Gott sich als jemand entpuppt, der Grenzen lachend überwindet.

Der Glaube weckt die Lust am Aufbruch, den Bewegungstrieb muss man deshalb aber nicht ins Irrsinnige steigern und immer weiter Start- und Landebahnen bauen, dazu Autostraßen und Trassen für Züge. Ein Reisender ist dank seiner Bahncard-100 noch lange nicht der ideale Heimatforscher. Unterwegs sein – das kann auch übertragen gemeint sein. Selbst für den, der stets in einem Ort lebt, ist das Leben wie eine Reise: Man geht in den Kindergarten, gerät in die Schule, dann Ausbildung, Beruf, Kinder kommen, verlassen das Haus, jemand stirbt und auch man selbst. Viele Etappen! Und doch nur eine knappe Skizze, dazu gibt es Kurven, Irrungen und Wirrungen.

Doch geht es immer weiter, selbst wenn man gar nicht gehen kann. Warum? Weil einen so eines fernen Tages das Fantastische ereilen kann. Darauf hofft auch Mose, der vielleicht mutigste Heimatkundler der Bibel. Er sucht paradiesische Geborgenheit, weil er sie vermisst – und mit ihm ein ganzes Volk. Es ist das Gelobte Land, das Gott in Aussicht stellt, in ihm fließen Milch und Honig. So bricht man auf, denn dort, wo man geboren ist, ist man nicht heimisch, man befindet sich in Gefangenschaft, in der Sklaverei. Gott zeigt sich als Entfesselungskünstler, da herrscht Jubel, man singt und schlägt die Pauke. Jedoch: Es war ein weiter Weg für die aus der Enge Entkommenen, vierzig Jah-

re zogen die Israeliten durch die Wüste. Und von denen, die einst aufgebrochen waren, kam so gut wie niemand an. Warum wanderte man dennoch weiter?

Es muss damit zusammenhängen, dass man Nester der Zufriedenheit bereits unterwegs erlebte. Sie gaben eine Ahnung davon, was erst noch kommen sollte. Da war etwa das Manna, es fiel aus dem Himmel, Brot, das – so übersetzt Luther – „wie Semmel mit Honig“ schmeckte. Da war er also doch! Der Honig, der erst im paradiesischen Geborgenheitsland fließen sollte, legte sich auf die Zungen der Wanderer, ein Vorgeschmack. Aber nicht nur das: Auch Worte können Heimat geben, von Mose auf dem Berg Sinai in Stein gemeißelt. Die Tafeln mit den zehn Geboten schleppte man durch die Wüste. Es ist die Stein gewordene Ermunterung, sich niemals wieder einem fremden Willen unterzuordnen, sondern immer weiter in die Freiheit zu wandern.

blick magazin | Info



>> Georg Magirius ist evangelischer Theologe, Schriftsteller und Journalist aus Frankfurt am Main. Von ihm ist 2008 im Matthias-Grünwald-Verlag das Buch erschienen: „Unterwegs geborgen. Von der Suche nach Heimat“ (14,90 Euro). www.georgmagirius.de

„Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Hebräer 13,14

Auch heute gibt es solche Geborgenheits- und Freiheitssätze, Sprüche, die man mit sich führen kann, sie sind ins Gedächtnis oder ins Herz geritzt, ein Gedicht, ein Weisheitssatz, der Taufspruch oder das Wort zur Konfirmation.

Und dann ist da noch die Stiftshütte, ein Sehnsuchtsraum für die, die auf himmlische Heimat hoffen, sie aber auch auf Erden spüren wollen. Das Zelt, in dem die Tafeln mit den Geboten lagen, war aus Stoffbahnen gefertigt, mit Teppichen ausgelegt, ein heiliges Büdchen, das transportabel war. Wenn das wandernde Wüstenvolk rastete, schlug man es am Rand der Siedlung auf. Und Gott senkte sich in dem Zelt per Wolke. Die, die Moses Zeltbesuche von Ferne beobachteten, sahen: Wenn er es wieder verließ, leuchtete er! Warum? Weil Gott mit Mose redete, aber nicht wie ein Arbeitgeber mit dem Arbeitnehmer, sondern „wie ein Mann mit seinem Freunde redet“. (2. Mose 33,11) Denn Mose durfte alles sagen.

Und heute? Solch himmlisch-intime Rast ist manchmal in Kirchen möglich, aber sicher auch auf Berghütten, in Büdchen, Baumhäusern, Kapellen, Schutzhütten und natürlich in Zelten.

Man ruht sich aus – auf dem Weg zum Ziel, das paradiesisch wird. Man isst und trinkt. So fühlt man sich sicher unterwegs, der Weg ist noch nicht zu Ende. Heimatgefühle lassen sich kaum mit Mörtel, Beton und Zäunen sichern, in Zelten ist es umgekehrt: Man fühlt sich geborgen, indem man sich nicht verschließt. Geräusche, Düfte, Feuchtigkeit und Kälte, alles kann dort nahekommen. Die Welt draußen ist nicht ausgeblendet.

Die Stiftshütte war nicht für die Ewigkeit gedacht, kann aber darauf verweisen. Sie lässt sich aufschlagen, genauso leicht auch abbauen. Und mancher Sturm wird die Hütte auf der Wanderung zum Gelobten Land umgeworfen haben. Selbst als Israel viele Generationen später die Tafeln im Tempel in Jerusalem aufbewahrte, behauptete man nicht, dass dieser Kultort Gottes ständige Heimat sei. Prophetische Visionen erzählen, dass der Tempel nicht für immer stehen bleibt, sondern beweglich werden kann. So wahrte man den Zauber der Stiftshütte noch, als man sesshaft war. Friede den Hütten! Sie sind heilig. Denn in die Vorläufigkeit hinein kommt die Geborgenheit zu Besuch.

Georg Magirius

Als Pfarrer in Moskau: Zu Hause im globalen Dorf

■ Zu Weihnachten in der russisch-orthodoxen Messe: Obwohl ich einigermaßen verstehe, was passiert, fühle ich mich fremd. Geradezu einsam unter Hunderten von Menschen, die von allen Seiten drücken und drängen. Ich bin hier nicht zu Hause, spüre ich mit jeder Pore meines Daseins. Klar, es ist interessant hier. Aber weihnachtlich? Mit Wehmut denke ich an die vollen Heilig-Abend-Kirchen in Zierenberg und Burghausen zurück. Natürlich hatte ich manchmal gespottet über die „Weihnachtschristen“, aber ich liebe das Krippenspiel, die anrührende Atmosphäre. Den orthodoxen Gottesdienst habe ich bald verlassen. Noch eine Runde durch den Schnee an der Twerskaja, Moskaus Prachtboulevard, dann „nach Hause“.

Damit kein Missverständnis aufkommt, wir sind gern in Moskau, aber „Heimat“ ist das Dauerthema Nr. 1. Anfangs haben wir Eltern aus Versehen immer mal wieder „zu Hause“ gesagt und Deutschland gemeint. Unsere Kinder haben uns korrigiert: „Wir sind doch jetzt hier zu Hause“, haben sie gesagt. Und recht haben sie: Das „Deutsche Dorf“, in dem wir leben, das ist doch unser Zuhause! Aber es ist nicht unsere Heimat. Je länger wir hier sind, umso mehr Mentalitätsunterschiede fallen uns auf – und gelegentlich auf den Wecker. In Moskau scheint der Stärkere immer im Recht zu sein. Daher darf ich mich im Straßenverkehr nicht aufregen, nur weil mal wieder ein dicker Geländewagen die Abkürzung durch die Grünanlage nimmt, um den Stau zu umfahren.



Foto: privat

Markus Schnepel (mit Friedrich, Christoph, Henrike), bis 2009 Pfarrer in Zierenberg, teilt sich die Pfarrstelle in der Evangelischen Emmausgemeinde Moskau mit Ehefrau Christina

Aber Heimat ist auch nicht einfach nur Hessen. Davon tragen wir ein Stück im Herzen, und doch sind wir auch Weltbürger. Wir sind medial vernetzt, und so bildet sich eine ganz eigene Heimat im Herzen, die aus Puzzleteilen der eigenen Biografie besteht. Für uns ist das globale Dorf Wirklichkeit geworden. Mit seiner Faszination, aber auch mit allen Tücken und Schwierigkeiten. Wir bauen immer wieder an unserer Heimat. In der Familie, aber auch in der Kirche. Und so freue ich mich auf das Osterfest in unserer Gemeinde, mit Osterfrühstück und fröhlichen Osterliedern in deutscher Sprache. Und ich freue mich auch auf das orthodoxe Osterfest, weil ich bei aller Fremdheit neugierig bleibe und mich in der Sehnsucht nach Auferstehung aus Todesverstrickung mit anderen Christen verbunden weiß.

Markus Schnepel

Als Pfarrer in Dubai: Gefühlte Heimat aus der Distanz

■ Heimat fühlt man normalerweise einfach. Man muss kaum darüber nachdenken, was man wie tut und wen man anspricht. Während unseres dreijährigen Aufenthalts in Dubai in den Vereinigten Arabischen Emiraten zum Aufbau einer deutschsprachigen Gemeinde war genau dies anders. Deswegen hat es sich auch nie so richtig wie Heimat angefühlt, dort zu leben. Vielen Deutschen, mit denen ich in Dubai zu tun hatte, ging es so. Also haben wir heimatliche Gepflogenheiten kreativ umge-

setzt, um etwas Heimat in die Fremde zu bringen: In Dubai gibt es eine Bar, die künstlich auf minus sechs Grad gekühlt wird. Alle Sitzmöbel und Tische sind aus Eis. Was liegt da für eine deutschsprachige Kirchengemeinde näher, als diese Bar im Advent bei 25 Grad Außentemperatur zu mieten und darin bei Glühpunsch Adventslieder zu singen? Ein Stück Heimat, die sich bei frostigen Temperaturen auch so anfühlt.

Dubai bot viele Gelegenheiten, Deutschland mit anderen Augen zu sehen. Zum Beispiel sollte ich ein deutsches Urlauberpaar in einem Traumhotel mitten in der Wüste verheiraten. Dazu wurde ich von einer Limousine abgeholt. Während der Fahrt erzählte mir der Fahrer von seinen Arbeitsbedingungen: nicht ausgezahlter Lohn, die Familie deswegen in Not, Schulden und kaum Rechte gegenüber dem Chef. Neidisch blickte er nach Deutschland, wo die Opel-Arbeiter in Rüsselsheim auf die Straße gingen, um ihre Arbeitsplätze zu erhalten, wie er gelesen hatte. Er schwärmte davon, wie gut er es fände, seine Rechte auch einfordern zu können. Hat er nicht recht? Zurück in meiner Heimat sehe ich Deutschland viel positiver als vorher.

Jens Heller

Pfarrer Jens Heller mit Leonie, Imke, Ronja und Ehefrau Silke am Strand in Dubai – nach dem Auslandseinsatz ist er seit 2011 zurück in Hessen in der Kirchengemeinde Bischofsheim



Foto: privat

Heimat, die ich suche

Der Arbeitsmarkt fordert mobile und flexible Menschen. Die Kehrseite: Wer aus beruflichen Gründen umzieht, gibt seinen bisherigen Lebensmittelpunkt auf, muss sich an einem anderen Ort ein neues Leben aufbauen. Das ist nicht immer leicht. Besonders für Kinder und Jugendliche kann ein Ortswechsel der Familie schwierig werden.

■ „Heimat ist schon was Wichtiges“, sagt Regina. Die 16-Jährige bringt ihr Problem auf den Punkt: „Ich bin nicht damit klar-gekommen, dass meine Eltern einfach umgezogen sind. Ich konnte nichts machen, sie haben das entschieden, und ich wollte doch nicht weg. Klar, ich kann meine Freundinnen manchmal besuchen, aber das ist doch ganz was anderes.“ Regina kommt zunächst in Begleitung ihrer Mutter in die Erziehungsberatungsstelle, um Rat zu suchen. Der Religionslehrer hat seiner Schülerin Mut gemacht, sich Hilfe zu holen.

Sich aufgehoben fühlen

Regina ist erst vor kurzem nach Hessen gezogen. Geboren und aufgewachsen ist sie in Baden. Als sie drei Jahre alt war, heiratete ihre Mutter – allerdings nicht ihren leiblichen Vater, zu dem sie immer nur sporadisch Kontakt hat. Einige Jahre später wird Anna geboren, ihre jüngere Schwester. Mit ihr versteht sie sich im Großen und Ganzen ganz gut, aber irgendwie wird sie das Gefühl nicht los, dass Anna es besser hat und sie selbst nicht wirklich zur Familie gehört. „Ich sehe eben anders aus, das erkennen doch alle.“ Sie zweifelt, ob sie wirklich liebenswert ist. Bevor die Umzugskisten eingeräumt werden, steigt eine Mega-Abschiedsparty. Aber das gute Gefühl,

wichtig zu sein, hält nur kurz an. Der Kummer hat das Mädchen gepackt und fest im Griff. Regina wird auf eine harte Probe gestellt. Sie muss ihre heiß geliebte Clique aufgeben und sich an eine ganz neue, fremde Umgebung anpassen. In ihrem bisherigen Zuhause fühlte sie sich aufgehoben und sicher. Aber all das, was ihr bisher Selbstvertrauen gegeben hat, ist nicht mehr da. Regina rebelliert, macht Ärger. Sie hält sich nicht an Verabredungen, tut so, als wäre ihr alles egal, fehlt in der Schule. Zum großen Krach kommt es, als sie im Kaufhaus erwischt wird, wie sie einen Gürtel stiehlt.

Hilferuf der Seele

Der Kinderpsychologe Donald D. Winnicott beschreibt in seinem Buch „Der Anfang ist unsere Heimat“ (Stuttgart 2009) die Bedeutung von „antisozialen Tendenzen“ bei Jugendlichen. Antisoziales Verhalten darf auf der realen Ebene zwar nicht akzeptiert werden, meint er, muss aber als Hilferuf der Seele verstanden werden.

Deswegen kann Regina auch keine Antwort auf die Frage geben, warum sie das getan hat. Sie zuckt darauf nur mit den Schultern. Die Frage ist vergeblich, Kinder kennen die Antwort nicht, schreibt Winnicott. Er betont, dass Jugendliche, die sich antisozial verhalten, die Hoff-



Foto: mediotv/Simmen

Pfarrerinnen Ute Zöllner, Pastoralpsychologin und Gruppenpsychologin, leitet die Psychologische Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen des Diakonischen Werks in Kassel, T (05 61) 7 09 74-2 50

nung noch nicht aufgegeben haben. Sie glauben, dass die Welt noch zu verändern ist. Der Diebstahl beschämt sowohl Regina als auch ihre Eltern. Im Verlauf der Beratung erfährt Regina, dass die Beraterin die Scham mit ihr zusammen aushält und sie moralisch nicht verurteilt – auch, wenn die Tat nicht toleriert wird. Durch diese Rückenstärkung wird sie mutiger in der Beziehung zu ihren Schulkameraden.

Verlust ertragen lernen

Es wird eine Geschichte mit Happy End: Allmählich lernt die Heranwachsende, die Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen und den Verlust ihrer alten Heimat als Teil ihres Lebens zu ertragen. Es geht Regina besser, sie schließt sich einer Theatergruppe im Jugendzentrum an; hier kann sie im Spiel andere Rollen ausprobieren und findet Lust an ihrer Kreativität. Regina lebt auf.

Zwischen Heimat und Fremde



Das blick-Rätsel

von Karl Waldeck



Das heutige blick-Rätsel widmet sich der Frage nach Heimat und Fremde sowie nach Reisen in ferne Länder, in denen sich auf recht unterschiedliche Weise neues Glück und/oder Gottes Güte zeigt. Nachzulesen sind die Geschichten im ersten Teil der Bibel, dem Alten Testament.

1 In der Fremde neues Glück I: Krank ist der fremde mächtige Offizier; er sucht bei einem Gottesmann Heilung. Der findet, ohne den Patienten von Angesicht zu sehen, sogleich die richtige Therapie: „Wasche dich siebenmal im Jordan!“ Nachzulesen ist die Geschichte im 2. Buch der Könige, Kapitel 5. Wer aber war der solchermaßen Geheilte?

- Uria
- Naaman
- Simson

2 In weiter Ferne I: Gold in Massen – wo gibt's das? König Hiram von Tyrus wusste Ort und Weg. Er schickte, so wird es im 1. Buch der Könige im Kapitel 9 berichtet, Schiffe in ein sagenhaftes Land. Nutznießer der Aktion war übrigens König Salomo. Von welchem Land, das schwerlich zu lokalisieren ist, ist hier die Rede?

- Ofir
- Saba
- Kanaa

3 In der Fremde neues Glück II: Freundliche Einladung, Befehl und/oder Zumutung – wer war es, den Gott so ansprach: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will.“? Nachzulesen im 1. Buch Mose, Kapitel 12.

- Jeremia
- David
- Abraham

4 In weiter Ferne II: Völlig losgelöst, entrückt? Über den Gesuchten heißt es in der Bibel kurz und bündig (1. Mose, Kapitel 5, Vers 24): „Und weil er mit Gott wandelte, nahm Gott ihn hinweg, und er ward nicht mehr gesehen.“ 300 Jahre soll im Übrigen der zu Erratende alt geworden sein – wer war's?

- Methusalem
- Henoch
- Elias

Das **Lösungswort** ergibt sich aus den jeweils ersten Buchstaben der richtigen Antworten von 1 – 4.

Die gesuchte Person machte sich auf Gottes Geheiß mit seiner Familie zu einer längeren Kreuzfahrt auf, um sein Leben zu retten und das seiner (für heutige Schiffsreisen eher ungewöhnlichen) Mitreisenden.

Schicken Sie das Lösungswort bis zum 12. April 2012 (Einsendeschluss) auf einer frankierten Postkarte an:
blick in die kirche, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel
oder per E-Mail an: raetsel@blick-in-die-kirche.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner im Magazin blick in die kirche zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Gewinner des letzten Preisrätsels (Dezember 2011) waren Carmen und Ralf Rothamel aus Schmalkalden.



Sich zu Hause fühlen

Fotos: Bärenmühle GmbH

Essen und Trinken in schöner und natürlicher Umgebung: Die Bärenmühle im Langelbachtal



Im Reich der Stille: Eingebettet zwischen Wald und Wiesen liegt die Bärenmühle im Langelbachtal bei Frankenau am Rande des Nationalparks Kellerwald. Im geschmackvollen Ambiente des historischen Mühlengehöfts können Gäste luxuriöse Hotelatmosphäre sowie eine kulinarisch anspruchsvolle Küche erleben.

Drei Schwestern, die bis vor kurzem noch über die ganze Welt verstreut lebten, managen die Bärenmühle gemeinsam: Bettina Kohl arbeitete als Lederdesignerin in New York, Christiane Kohl war Journalistin und Schriftstellerin in Rom und Katrin Poll lebte als Pferdezüchterin in Hörem. Eines Tages packte sie der Wunsch, das alte Elternhaus und mit ihm das idyllische Langeltal in seiner noch weitgehend unverfälschten Urwüchsigkeit und Schönheit zu erhalten. Sie kamen zurück nach Frankenau und begannen, das historische Mühlenge-

höft behutsam und nach allen Regeln der Baubiologie zu restaurieren. So entstand aus dem historischen Refugium ein geschmackvolles Landhotel, das weit über die Region hinaus Freunde gewonnen hat.

Ein Dutzend Zimmer, Suiten und Wohnungen stehen in dem denkmalgeschützten Anwesen zur Verfügung. Die Schwestern Kohl umsorgen ihre Gäste mit Charme, Profession und Herzlichkeit. Cousin Karl-Heinrich Kohl trägt zum Wohlbefinden der Gäste bei – der Biobauer liefert zartes Rindfleisch und hausgemachte Würste für die Küche. Auch sonst werden vornehmlich natürlich erzeugte Produkte aus der Region verarbeitet: Ob Bio-Hähnchen, Lambraten aus dem Langeltal oder der köstliche Ziegenfrischkäse vom Langelhof – die Qualität und Frische kann man schmecken. Im „Bärenladen“ kann man Wohnaccessoires und andere hübsche Kleinigkeiten kaufen.

Zu gewinnen beim blick-Rätsel:

Gewinnen Sie zwei Übernachtungen für zwei Personen in einem unserer individuell eingerichteten Doppelzimmer inklusive Bärenfrühstück im

Landhaus Bärenmühle
35110 Frankenau-Ellershausen
Tel. (0 64 55) 75 90 40
www.baerenmuehle.de



Am leise gluckernden Mühlbach wird die Stille hörbar: Die Bärenmühle im Langelbachtal bei Frankenau ist ein Ort ohne Lärm und Stress. Drei Schwestern, die aus aller Welt in ihre alte Heimat zurückgekehrt sind, haben das historische Haus in ein gastliches Paradies verwandelt.

blick magazin | Surftipp

Kirche der Region



Infos: www.ekkw.de

Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck liegt in der Mitte Deutschlands: Nord- und Osthessen gelten als „Stammlande“ der Kirche, aber auch die Schwalm, das Marburger Land und das thüringische Schmalkalden gehören dazu, ebenso wie das Kinzigtal, das sich von Schlüchtern bis Hanau erstreckt. So reicht die Landeskirche von Bad Karlshafen bis zum Frankfurter Stadtteil Bergen-Enkheim.

Rund 900.000 evangelische Christen leben in den 850 Kirchengemeinden. In den ländlichen Regionen haben sich stabile volkskirchliche Strukturen erhalten – die Kirche gehört zum Leben der Menschen und zu ihrer Heimat einfach dazu. Mehr dazu im Internet unter www.ekkw.de

Glockenklänge, Heimatklänge

Foto: pa/Uwe Zucco



Die fast 1.000 Jahre alte Lullusglocke läutet an hohen kirchlichen Feiertagen in der Stiftsruine Bad Hersfeld – und jederzeit im Internet

■ Manchmal reicht ein typischer Geruch, um Kaskaden an Heimatgefühlen auszulösen, oder ein bestimmtes Landschaftsbild, das diese schmerzhaft-schöne Wehmut des Vergangenen beschwört. Nicht weniger intensiv können Klänge augenblicklich in die Kindheit zurückführen und Heimatgefühle aufrufen. Besonders Kirchenglocken haben diese Kraft. Das erfuhr der Hessische Rundfunk, als man dort eine Landkarte mit zahlreichen hessischen Kirchenglocken zum Anklicken und Anhören ins Internet stellte.

Die Resonanz war überwältigend und das Motto treffend: „Glockenklänge – Heimatklänge“. In vielen Kommentaren schildern Besucher der Internetseite ihre Erfahrungen. „Ich liebe Kirchenglocken“, schreibt Dorothea Haas aus Hofbieber, „aber nur das Geläut der vier Glocken unserer Pfarrkirche sagt mir: Hier ist deine Heimat. Das Morgengeläut, das mich weckt, das Abendgeläut, das mir sagt: Mach Feierabend! Das einladende Läuten vor den Gottesdiensten, das Festtags- und auch das Totengeläut, all das ist mir lieb geworden und gehört zu meinem Alltag.“

Glocken können von frühester Kindheit an so vertraut sein wie die Stimmen der Eltern. Sie wecken Erinnerungen, reichen tief in

das Gefühlsleben hinein. Glocken prägen das Klangbild eines Ortes und machen es unverwechselbar. Von der Taufe über Konfirmation und Hochzeit bis zum Totenglöcklein verstärken Glocken mit ihrem Klang die großen Emotionen an den Wegpunkten des Lebens.



Interaktive Glockenkarte des Hessischen Rundfunks auf www.hr4.de, Rubrik „Glocken“ anklicken

Glocken in Dom und Dorfkirche

Fast hundert Kirchen aus ganz Hessen sind mit Bild, Text und Glockenton auf der Internetseite von hr4 unter dem Stichwort „Glocken“ zu finden. Darunter sind die großen Dome und Bischofskirchen von Limburg, Kassel, Fritzlar, Fulda und Wetzlar. Zu Gehör kommen Kostbarkeiten wie die evangelische Altstädter Kirche in Hofgeismar, wo eine Glocke aus dem 14. Jahrhundert erklingt oder die 1038 gegossene Lullusglocke aus der Stiftsruine Bad Hersfeld, die älteste datierte Glocke Deutschlands.

„Nur Menschen, die schon lange im Ausland leben, können den Wert eines Glockengeläutes ermessen“, kommentiert wehmütig Klaus Herrle aus Tokio. Er schätzt die Möglichkeit, nun auch im fernen Osten die Glocken seines Heimatortes auf der Internetseite von hr4 anzuklicken. Beatrix Helmke

meint: „Obwohl ich schon vor über 30 Jahren aus meiner Heimatstadt Fritzlar weggezogen bin, ist es für mich immer wieder ein unbeschreibliches Gefühl, die Glocken des Doms zu hören. Ich finde

es toll, dass ich ‚meine Glocken‘ nun am Computer hören kann.“ Und Walther Sadowski aus Romrod im Vogelsberg schreibt: „Glockengeläut ist so beruhigend und feierlich und weckt eine gewisse Ehrfurcht vor dem Höheren. Glockengeläut erzeugt im Menschen immer auch ein Friedensgefühl, es ist einfach schön!“

Glocken scheinen seit Ewigkeiten zu unserer Kulturlandschaft zu gehören. In Wirklichkeit aber sind sie erst mit den Mönchen nach Hessen gekommen. Missionare aus Irland und Schottland brachten im 7. und 8. Jahrhundert

Glocken aus ihren Klöstern mit. Als es noch keine Uhren gab, waren sie dort in Gebrauch, um Gebetszeiten anzuzeigen und zu Arbeit und Essen zu rufen. Übrigens waren Glocken seit der Antike auch Mittel zur Dämonenabwehr, das Böse sollte „weggeläutet“ werden. Reste dieser Tradition zeigen sich im Mitternachtsläuten zu Silvester und im Wetterläuten gegen Blitz und Hagel.

Glocken haben bis heute nichts von ihrer Faszination verloren. Wie schön ist es, an einem Sommerabend in den Feldern wandernd den Klang ferner Glocken zu vernehmen, die den Sonntag einläuten. Glocken beheimaten uns nicht nur an einem Ort, sondern auch in der Zeit. Sie bewahren die Weisheit vom Rhythmus der Zeit und laden zur festlichen Unterbrechung des Alltags. Die Sprache der Glocken ist universell. Der französische Romantiker Chateaubriand schreibt: „Ihr Klöppelschlag vermag in ein und derselben Sekunde in 1.000 verschiedenen Herzen ein und dieselbe Empfindung zu wecken.“

Klaus Hofmeister hatte die Idee zur hessischen Glockenseite im Internet. Er ist Kirchenredakteur beim hr.



Foto: Nicole Köhlhepp